

Die silberne Glocke [Schluss]

Autor(en): **Waldstetter, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 50

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646796>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 50 – XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 13. Dezember 1924

~ Vor em Mariebrunne. ~

Von Martha Pfeiffer-Surber.

Min Bueb stahd vor em Brunnebild
Und luegt 's ganz Zit dran ue:
„Maria, säg, wänn lauft dis Chind,
Wänn treit's die erste Schueh?

Bald chunt's cho schneie, bald wird's chalt,
De Brunne gfrürt der i,
Und 's Jesuschindli i dim Arm
Sött afe größer si!

Suht mags ja nüd, bis d'Wiehnacht chunt
Es Bäumlü näh im Wald,
Und doch, du weisch, i freu mi druf,
Marie, 's isch Wiehnacht, bald!“

~ Die silberne Glocke. ~

Dem Leben nacherzählt von Ruth Waldstetter.

2

Wer von uns hat nicht einmal ähnliche Gedanken gehabt, wenn er in Land- und Bergesstille einer Kirchhofsmauer entlang ging und in der grauen Nacht die weißen Steine wie von eigenem fahlen Lichte bläulich herüberschienen? Dem Bäcker war denn auch die Ueberlegung tröstlich und entscheidend, daß zu Geisteraten keine Laternen nötig sind, und mit einem kräftigen Schwung war er über die Mauer. Leise ging er in der weichen Erde bis an die Reihe der frischen Gräber. Beim letzten und neuesten der Grabhügel sah er das rotgelbe Lichtlein flackern; und über die Erde gebückt stand eine schwarze Gestalt. Sie bewegte sich langsam auf und nieder, hin und her. Leise trat der Schütze hinzu. Und was er da sah, schien ihm schier unheimlicher als ein Geister-spuk: das Grab des alten Jakob war aufgebrochen; tief höhnte sich schon eine Grube in die Erde, und ein schrecklicher Geruch — oder bildete er sich's nur ein? — drang aus dem Loch. Und der da mit dem Spaten arbeitete, eifrig und bhäh, als ginge es um Lohn, das war Christen, der Sohn des Haldenhofer Jakob.

Jetzt wandte der Grabende sich um, gewährte den Bäcker, und die Beiden maßen sich mit den Blicken.

„Was machst da?“ fragte der Bäcker.

Aus Christens magerem Gesicht schimmerten im Schein der Laterne metallig und drohend die Augen. „Nemmel du, du hast da nichts zu suchen“, sagte er.

Der Bäcker betrachtete den mächtig gewachsenen Kaufbold vor ihm und meinte gutmütig: „Es ist nacht; geh doch heim.“

Christen trat einen Schritt näher; seine Hand schwang den Spaten in Ellbogenhöhe.

„Du, mach keine Dummheiten!“ sagte jetzt der Bäcker energisch.

Da knickte Christen plötzlich in sich zusammen, und mit einem sonderbaren Murmeln, als wäre er nicht ganz bei Sinnen, wandte er sich wieder dem Grabe zu und setzte sein hastiges Schaufeln fort. Man hörte jetzt nur die Spatenstiche und das Rieseln der Erdklümpchen, die zurück in die Grube fielen. Ein Hahn krächte in der frostigen Dämmerung.

„Du, warum grabst ihn aus?“ sagte der Bäcker leise.

„Er will mir no öbbis säge“, murmelte Christen.

„Die Leiche da?“ flüsterte der Bäcker. Christen nickte vor sich hin. „Dä wott mir no öbbis säge“, wiederholte er leise.

Der Bäcker stand jetzt abwartend und betrachtete den Schaufler. Da war nichts auszurichten für ihn allein; denn mit einem unheimlichen, fast irren Eifer arbeitete der Mann vor ihm. Und doch durfte man der Sache nicht den Lauf lassen. Die nächsten Nachbarn wecken, andern Rat gab's nicht, und etwa das geistliche Ansehen des Pfarrers anbieten. —

Christen kümmerte sich nicht um den Abgang des Bäckers. Er grub mit tiefen Stichen weiter; denn die kurze Sommernacht, in der er es zu Ende bringen wollte, leuchtete sich schon über den Bergen. Blöcklich mußte er aufsehen. Er erblickte drei Männer, die in der grauen Dämmerung auf ihn zuschritten. In dem mittleren erkannte er den Pfarrer. Der trat jetzt vor, ein schwächlich gebauter Mann von jüngeren Jahren. Er ließ die andern ein paar Schritte zurück und legte Christen die Hand auf die Schulter. „He, Christen“, sagte er herzlich, „hat Euch böß geträumt, daß Ihr Euch nachts auf dem Kirchhof herumtreibt?“

Der Bauer stand wie geschlagen da, mit gekrümmtem Rücken und starr vor sich hinblickend.

„Ihr seid gewiß noch im Traum, im Schlafwandel, wie man das nennt“, fuhr der Pfarrer fort, „jetzt geht ins Bett, schlaft gut aus, und am Morgen seid Ihr wieder wie sonst.“ Der Geistliche hatte mit freundlicher Energie gesprochen. Er kannte die Kräfte des Willens und hoffte, sie hier zur Geltung zu bringen. Christen blickte unsicher um sich und sagte wie unter einem Zwang: „Er het mir drum no öbbis welle säge.“

„Höret, Christen“, erwiderte der Pfarrer ernst, mit diesem Munde da unten wird er Euch nichts mehr sagen. Aber wir reden noch darüber, gället. So, und jetzt kommt heimzu“, und er legte dem breitrückigen Christen den Arm um die Schultern wie einem kranken Freund.

„Gewiß, er wott mir no öbbis säge“, murmelte Christen scheu und sah sich nach dem Grabe um.

„Aber seht, es taget; Ihr könnt jetzt nicht hier bleiben“, meinte der Pfarrer fest.

Das leuchtete auch Christen ein. Mit schweren Tritten stapfte er zwischen dem Pfarrer und dem Bäcker davon. Sie brachten ihn bis zu seinem Feldweg, und im grauenden Morgen stieg langsam die breite Gestalt über den Rand des Hügels nach dem einsamen Gehöft.

In den ersten Morgenstunden wurde das Grab in aller Stille wieder zugeschaufelt. Der Pfarrer aber ging in seiner Studierstube auf und ab und hielt mit sich selber Rat. Hier gab es Arbeit für ihn, aber besaß er die Kräfte, sie zu bewältigen? An ihr versagten die Mittel des Akademikers; andere Weisheit mußte aus der Tiefe der Seele geschöpft werden. Den ganzen Tag trug der Seelsorger die Sache mit sich herum. Aber ehe er noch seinen Geist gewappnet hatte, kam eine Botschaft von Christen. Ein Kind brachte einen Zettel, darauf standen die Worte geschrieben: „Kommet bitt Euch an Haldenader eh's nachtet. Haldenhofer Christen Jakobs sel.“

Nicht leichten Herzens machte sich der Pfarrer am Abend auf den Weg zum einsamen Haldenader. Er wußte nicht, würde er es mit dem streitfächtigen, rohen Patron von einst zu tun haben oder mit dem halbhirnen Totengräber der letzten Nacht oder gar mit einem reinigen Sünder. In tiefen Gedanken, doch mutigen Schrittes wandelte er den Feldweg hinaus. Der Pfarrershund, ein struppiger Schnauzer, lief hinterdrein und kläfte den Ragen nach. Als der Pfarrer über den Hügel stieg, dem Haldenader zu, der jenseits schon in tiefem Schatten lag, und sich nun seinem Auge Dorf und Kirche entzogen, da froch ihm ein seltsames Gefühl zum Herzen. Er hatte nur seinen Stock in der Hand. Und was führte der Mann im Schilde am

dunklen Ader draußen? Der Pfarrer richtete seine Gedanken nach oben; und er stieg mit kräftigen Schritten den weichen Feldpfad hinunter. Vom Aderbaum erhob sich jetzt eine Gestalt und wuchs zu wuchtiger Breite und Höhe. Christen hatte seinen Besuch erwartet.

„So, d'Ihr syd cho“, sagte der Bauer und nahm des Geistlichen dargebotene Hand. Christen sah ordentlich aus; er hatte zu des Pfarrers Besuch das sonntägliche Halbleinzeug angezogen; nur der Bart war ihm wild gewachsen, und im Gesicht lagen tiefe Falten und Schatten wie nach langer Schlaflosigkeit.

Als sie nun auf dem schmalen Aderpfad zusammen dahingingen, fuhr Christen fort: „Mi säit mänglich nit alls gern im Huus.“ Und was Christen nun zu sagen hatte, und was den Pfarrer ganz und gar aus den gewohnten Geisteswegen brachte, das konnte allerdings nur bei halber Nacht am einsamen Hügel ausgesprochen werden.

„Die erschte Dage nach Vatters Tod isch no nüd gli“, berichtete Christen. Aber mit der Gloße habe es angefangen, das Teufelszeug. Und dann habe es ihn nicht mehr in Ruhe gelassen. Immer ärger sei es geworden, und überall hin habe es ihn verfolgt. Schredliche Bilder, Teufelsfragen und Höllenbrut habe er gesehen am hellen Tage, wenn er so nachsinnte zwischen der Arbeit. Und immer habe er gespürt, vom Vater komme das alles, vom Vater, mit dem er in Unfrieden gelebt habe und der ohne Veröhnung gestorben sei. Ein gutes Wort hätten sie sich noch sagen sollen; um das gute Wort werde der Vater gepeinigt und er selber gequält, daß er es nicht mehr aushalte. Dem Bösen hätten sie die Tür aufgetan mit ihrem Fluchen, wenn es ab der Seele habe müssen, und nun lasse er sie nicht mehr los. Er aber, Christen, ertrage so das Leben nicht mehr, und sterben, das hülfte ihm auch nicht. —

Der Pfarrer schickte während Christens Rede manch einen Seufzer zum Himmel und sagte zwischenhinein zu sich selber: „Jetzt ist's an dir, Mann! Aber wer bist du, daß du eine arme Seele aus ihrem Bahn erlösen sollst?“ Und während er zwar den Kopf schüttelte über die kindlichen Bilder, die Christen in seiner Gewissensnot entwarf, über seine Reden von feurigen Dämonen und schwarzen Schattengestalten, wurde er doch in seinem Innern arm und demütig, denn er ward sich bewußt, die Sprache, die zu des Bauern verdüsteter Seele dringen konnte, hatte er in seinem Leben noch nicht gesprochen. Aber aus dem Gefühl der eigenen Armut und der Größe des Kampfes heraus, hub endlich der Pfarrer an, in schlichter Güte zu reden, so wie ein einfältiger Bauer es verstehen und in der durchgeisteten Einsamkeit der Bergnacht sich damit trösten kann. Lange gaben sich die beiden Rede und Antwort, bis in Christens verdunkeltem Gemüt ein Strahl der Hoffnung die Nacht der Finsternis brach. Mit dem einen Gespräch war das Amt des Geistlichen an Christen nicht erfüllt. Des öftern sah man künftig den Pfarrer nach Feierabend zum einsamen Hof hinauf steigen und am Hügelrand tauchten gelegentlich Kopf an Kopf die beiden Gestalten, Christens breitschultrige und die schwächliche des Pfarrers, auf. Dann sagten die Leute: „Es het ne wieder, Haldehofers Christe.“ Und sie sahen neugierig hinter ihrem Seelsorger drein, wenn er durchs Dorf zurückschritt.

Im übrigen war von Jakob und seinem Sohn nicht mehr die Rede. Es gab so manches zu berichten von andern Sterbefällen und Kindbetten und Hochzeiten, besonders von diesen. Erst als nach Jahren auf geschmücktem Wagen eine neue Kirchenglocke ins Dorf gefahren wurde, da ward Jakobs Name da und dort noch einmal genannt.

Die Glockenweihe wurde zu einem Fest für das Dorf. Der Pfarrer hielt eine freudige Rede über die Bedeutung der Glocke für Ort und Gemeinde und jedes einzelne Gemeindeglied. „Sie singt uns zu Glück und Leiden, sie betet uns in den ewigen Frieden“, sagte er. Die Schulkinder sangen ein Weihelied. Im Wirtshaus gab es ein währschafstes Essen für den Gemeinderat, den Pfarrer und den Glockengießer. Beim Mahle fragte dieser den Pfarrer, ob es ihm nicht langweilig werde immer im Bergdorf oben. Der Geistliche wiegte den Kopf und sagte: „Glaubt mir, wir haben hier oben die ganze Welt im Kleinen und was darüber und darunter ist!“ Während er so sprach, sah er durchs Fenster am Hügel oben Haldenhofers Christen seinen Acker besäen, mit des Menschen tausendjährig unveränderter Gebärde seine Saat vertrauen den Kräften des Dunkels und dem Willen des Lichts.

— Ende. —

Eine Fuchsjagd.

Nach dem Bericht eines Schweizer Jägers erzählt von H. W. Keller.

In einem Bauerndorf in der Nähe von L. im Baselbiet waren in einer einzigen Nacht 16 Hühner von Füchsen geraubt worden, ohne daß man eine Spur entdecken konnte. Anderswo in der Umgebung klagten die Bauern ebenfalls über jeden Einbruch in ihren Hühnerstall. Da beschloß ich, als Jäger den Füchsen nachzustellen.

Ich legte in nicht zu weiter Entfernung, etwa vierzig Schritte von meinem Bauernhaus, bei strenger Winterzeit



Hans Beat Wieland: Bergführer.

einige Stückchen Fleisch unter einen Baum, um die Füchse anzulocken. Darauf befestigte ich mein Gewehr, nachdem ich es genau auf die Beize gerichtet und mit Schrot geladen hatte, am offenen Fenster meines Zimmers.

Von früher her wußte ich, daß Meister Reinede nicht plump heranspringt und alles Fleisch auf einmal wegträgt, sondern er schleicht sich ganz vorsichtig spät in der Nacht bis auf ein paar Schritte ans Fleisch heran, schaut um sich, tut plötzlich einen Sprung, holt sich schnell wie der Blitz ein Stücklein und im selben Augenblick ist er schon wieder verschwunden, um es abseits am Waldrand zu verzehren. Dann pirscht er sich, immer wieder stehen bleibend und um sich blickend, wieder heran, holt sich auf gleiche Weise ein zweites Stück, gerade als ob er ahnte, daß der Lauf meines Gewehres auf ihn gerichtet sei.

Als ich am Morgen nachschaute, war das Fleisch richtig weg, wie ich vermutet hatte. In der folgenden Nacht wiederum.